

Lesung zum Thema Rassismus in der Schweiz

Liebe Lehrpersonen,

wie weit ist die Schweiz beim Thema Rassismus? Was hat sich seit dem Sommer 2020 und den weltweiten Black-Lives-Matter-Protesten verändert? Wie kann eine antirassistische Zukunft aussehen, und wie können wir sie als diverse Gesellschaft gemeinsam neu gestalten? Mit diesen und weiteren Fragen setzten sich die SRF-Moderatorin Angélique Beldner und der Schriftsteller Martin R. Dean, der viele Jahre als Gymnasiallehrer gearbeitet hat, in ihrem Buch *Der Sommer, in dem ich Schwarz wurde* auseinander. Eine Leseprobe finden Sie anbei.

Für eine Lesung mit anschliessender Diskussion an Ihrer Schule steht Martin R. Dean, gegebenenfalls auch gemeinsam mit Angélique Beldner, gerne zur Verfügung.

Geeignet für: Schulklassen ab der Oberstufe

Ort: an Ihrer Schule; im Klassenzimmer oder in der Aula

Dauer: ca. 90 min, bei Bedarf auch länger

Kosten: nach Absprache. Bitte wenden Sie sich an den Verlag.

Zum Buch: *Der Sommer, in dem ich Schwarz wurde* | 192 Seiten | ISBN 978-3-7152-5000-7 | sFr. 28.00 | Für Klassensätze gelten Sonderkonditionen, bitte wenden Sie sich für weitere Informationen an den Verlag

Die Autoren:



Sven Schnyder © Kampa Verlag

Angélique Beldner

geboren 1976 in Bern, ist ausgebildete Typografin und Schauspielerin und hat einen Master of Advanced Studies in Communication Management and Leadership. Die Journalistin arbeitete bei verschiedenen Radiosendern als Redakteurin und Moderatorin sowie als Redaktionsleiterin. Seit 2015 arbeitet sie beim Schweizer Fernsehen SRF und moderiert dort die *Tagesschau* und die Quiz-Sendung *1 gegen 100*.

Martin R. Dean

wurde 1955 in Menziken, Aargau, geboren, studierte Germanistik, Ethnologie und Philosophie an der Universität Basel, unterrichtete an der Schule für Gestaltung in Basel und am Gymnasium in Muttenz. Dean ist vielfach ausgezeichnete Buchautor. Zu seinen jüngsten Werken gehören, *Verbeugung vor Spiegeln – Über das Eigene und das Fremde* (2015) und *Falsches Quartett* (2014).

Ihr Kontakt im Verlag: Pia Rohr, rohr@kampaverlag.ch oder +41 44 545 57 53.

Mehr zum Buch:

Wo steht die Schweiz beim Thema Rassismus? Eine Frage, die nur im Gespräch beantwortet werden kann, davon sind der Schriftsteller Martin R. Dean, und die SRF-Moderatorin Angélique Beldner überzeugt. In *Der Sommer, in dem ich Schwarz wurde* begeben sie sich auf die Suche nach einer Sprache, in der über und gegen Rassismus gesprochen werden kann. Sie führen Gespräche über Zugehörigkeit und Ausschluss, über Identität und Heimat, über Vorurteile und Verantwortung und kommen zu dem Schluss: Die antirassistische Zukunft der Schweiz hat begonnen, aber es gibt noch viel zu tun!

Angélique Beldner und Martin R. Dean ist es ein grosses Anliegen, gerade auch junge Menschen für die Themen Rassismus und Diskriminierung zu sensibilisieren und ihnen verschiedene Perspektiven und Lebensrealitäten aufzuzeigen. Aus diesem Grund möchten wir dieses Buch Ihnen als Lehrperson, aber auch als Lesestoff für die gesamte Klasse (ca. ab Oberstufe) wärmstens empfehlen.



Darüber hinaus weisen wir Sie gerne auf den SRF-Dokumentarfilm *Rassismus in der Schweiz – Der Sommer, in dem ich Schwarz wurde* hin, in dem Angélique Beldner von ihrer Kindheit in Bern erzählt und mit ihren Familienangehörigen erstmals über ihre Hautfarbe spricht.

»Das Bewusstsein dafür, was rassistisch und verletzend ist und was nicht, ist nicht naturgegeben. Es muss erarbeitet und im Gespräch mit den Betroffenen gewonnen werden. Dazu braucht es Sensibilisierung. Rassismus ist nicht ein Problem der Betroffenen, sondern in erster Linie eines der Gesellschaft.« – Martin R. Dean

Angélique Beldner

Martin R. Dean

**Der Sommer,
in dem ich
Schwarz
wurde**

*Atlantis Bücher erscheinen im
Kampa Verlag.*

Copyright © 2021 by Angélique Beldner und Martin R. Dean

Für diese Ausgabe

Copyright © 2021 by Kampa Verlag AG, Zürich

www.kampaverlag.ch

Umschlaggestaltung: Lara Flues, Kampa Verlag

Satz: Tristan Walkhoefer, Leipzig

Gesetzt aus der Stempel Garamond LT/210160

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978 3 7152 5000 7

HINWEISE

Abgedruckte Rückmeldungen

Alles kursiv und in Anführungszeichen Gesetzte, das keine Quelle aufweist, sind Reaktionen, die mich per Mail, Briefpost, SMS oder als persönliche oder öffentliche Nachrichten über die Social-Media-Kanäle erreicht haben. Der größte Teil sind Reaktionen auf den Film, einige Nachrichten wurden mir unabhängig davon zugestellt. Vereinzelt wurden mir auch Texte zugeschickt, die bereits in der hier abgedruckten oder einer ähnlichen Form andernorts veröffentlicht wurden. Schweizerdeutsch, französisch und englisch geschriebene Reaktionen wurden für dieses Buch ins Hochdeutsche übertragen, Sprachnachrichten auf Hochdeutsch transkribiert. Die Absender*innen der allermeisten Reaktionen sind mir bekannt und haben mir die Erlaubnis gegeben, ihre Zuschriften abzdrukken. Nur einzelne habe ich nicht gefragt. Es sind jene, die mir ihre Rückmeldung anonym zugestellt haben, deren Rückmeldung ich als zutiefst respektlos empfinde, und ganz wenige, die ich zu meinem Bedauern nicht ausfindig machen konnte. Im Buch sind sämtliche Reaktionen anonymisiert. Diese Kommentare zum Thema Rassismus sollen einen Einblick in die Gedanken vieler Menschen in der Schweiz geben. Wir möchten dezidiert darauf hinweisen, dass sie nicht unsere persönliche Meinung abbilden. Wir haben uns bewusst entschieden, die Meldungen nicht zu kommentieren.

REDEN ODER SCHWEIGEN

*»Ich bin über sechzig Jahre alt, katholisch konservativ aufgewachsen. Wir wurden zu Toleranz, Nächstenliebe und Anstand erzogen, mit M*köpfen verwöhnt und durften mal einen Marschhalt machenden Schwarzen besuchen, seine Hände und Haare berühren. Zu jener Zeit ein für uns total exotisches Erlebnis. Selbstverständlich haben wir auch unseren Batzen in das N*kässeli gelegt und waren überzeugt, damit Gutes zu tun. Das alles mag aus heutiger Sicht sonderbar und rückständig anmuten, wurde aber von uns Kindern (und auch von unseren Eltern) in keiner Art und Weise als rassistisch empfunden, genau so wenig wie die Zigeunerschnitzel, der Kolonialwarenladen, Hamburger, Wienerli, Greyerzer-Käse etc. Später bin ich auf meinem beruflichen Weg viel in der Welt herumgekommen und habe zwei, heute erwachsene asiatische Kinder. Wir erlebten intensiv, wie unsere beiden Kinder hier in der Schweiz von Familie, Freunden und Gesellschaft liebevoll aufgenommen und integriert wurden, oft im Mittelpunkt standen (was sie auch ab und zu ausgenutzt haben) und sich nach kurzer Zeit sehr wohl fühlten. Selbstverständlich wurden und werden auch unsere Kinder manchmal mit rassistischen, meist dümmlichen Äußerungen und Aussagen konfrontiert, wahrscheinlich ähnlich wie Sie. Das nervt. Allerdings müssen wir feststellen, dass solche Leute nicht die Regel, sondern die Ausnahme sind. Zudem machen diese auch deplatzierte Bemerkungen gegenüber Blondinen, Italienern, Griechen, Arabern, Wallisern, Bernern etc.*

Mit Verwunderung stelle ich aber in den letzten Monaten fest, welche Publizität solche Leute durch die Black-Lives-Matter-Bewegung überhaupt erst erhalten (und ich spreche hier von der Schweiz). Ich bin mir nicht immer sicher, ob dies wirklich der Bekämpfung des Rassismus dient oder diesen ab und zu geradezu schürt? Mindestens müsste sich die Anti-Rassismus-Bewegung gut überlegen, ab welchem Punkt das Ganze kontraproduktiv wird. Insgesamt habe ich den Eindruck, dass durch Black Lives Matter etwas aus den USA hierher importiert wird, das in dieser Form hier gar nicht zu Hause ist. Mich stört auch zunehmend, dass die Frage nach der Herkunft rassistisch sein soll. Ich weiß, dass diese Frage vielleicht manchmal nervig sein kann. Doch daran kann ich absolut nichts Rassistisches erkennen. Auch wir wurden während unseren Auslandsaufenthalten immer wieder auf unsere Herkunft angesprochen. Der Satz ›Where do you come from?‹ ist der wohl weltweit am häufigsten ausgesprochene. Ich erkenne darin immer das Interesse des Gegenübers an mir, und dies führt oft zu interessanten Gesprächen und menschlichem Austausch.«

»Immer, wenn es zu einem rassistischen Vorfall kommt, soll man sich äußern, vielleicht Gegenmaßnahmen ergreifen; in belanglosen Fällen allerdings kann man auch einfach darüber hinwegsehen. Ich erinnere mich an ein Erlebnis beim Kiosk am Stauffacher in Zürich: Als ich um 18.30 Uhr etwas kaufen wollte, grinste mich die Verkäuferin böse an und ließ den Rollladen auf meinen Kopf niedersausen. Sie wusste nicht mal, dass ich Berner bin. Damals dachte ich: ›Wäre ich schwarz, wäre das für mich Rassismus pur.‹ Dabei war die Verkäuferin nur eine blöde Schachtel. Von Rassismus sprechen soll man nur, wenn hinter einer Frage, Bemerkung oder Tat ein böser Wille steckt.«

MARTIN: Zu den täglichen Belästigungen, denen man als Person of Color ausgesetzt ist, gehört, dass man einem den Weg abschneidet, dass man einen anrumpelt, dass man einem hemmungslos ins Gesicht starrt. Es gibt Leute, die mustern einen respektlos von oben bis unten. Sie ziehen ihren Blick auch dann nicht von einem ab, wenn man zurückschaut. Als müssten sie sich mit dem Anstarren von »Fremden« von der eigenen Langeweile erlösen. Menschen, die sich auf diese versteckt-aggressive Art benehmen, ist das oft selber nicht bewusst. Das hängt damit zusammen, dass viele glauben, die Schweiz sei gänzlich frei von rassistischen Traditionen und Verhaltensweisen. Man hat sich anlässlich der aus dem Süden einreisenden Gastarbeiter*innen in den sechziger Jahren mit der eigenen Fremdenfeindlichkeit auseinandersetzen müssen. Man hat hinterher zugeben müssen, dass diese Xenophobie sogar die Politik geleitet hat. Aber Rassismus? »Dieses viel stärkere Ressentiment passt doch gar nicht zur Schweiz, denn eigentlich gab es hier ja nie viele PoC«, so höre ich noch heute einige sagen. Hier aber zeigt sich ein Selbstbild, das das Böse von sich abspaltet und es mythisch verklärt. Genauso wie in Deutschland, das bis heute kein »Einwanderungsland« sein will. Aber wir sollten auch über die positiven Aspekte hierzulande sprechen. Positiv ist, dass es in der Schweiz nur selten zu physischer Gewalt kommt. Positiv ist, dass die emanzipative Bewegung auch hier Fuß gefasst hat und seit dem Sommer 2020 massiven Aufschwung erfuhr. In eine Richtung, die fast etwas Utopisches hat. Eigentlich erlebe ich die Auseinandersetzungen, Berichte und Gespräche über Black Lives Matter als Enttabuisierung. Als ein Akt von Aufklärung. Das Utopische daran ist, dass ich mir nie hätte träumen lassen, dass auch Weiße sich von sich aus zu diesen Themen äußern würden. Doch sie tun es und sollten es weiter tun, weil sie zur Kenntnis nehmen müssen, dass sich ohne die Änderung

ihrer Haltung nichts verändern wird. Meine Hoffnung dabei ist, dass das Bewusstsein, das heute für PoC gewonnen wird, nicht mehr rückgängig zu machen ist.

ICH: Unsere Gesellschaft in der Schweiz wird diverser. Dadurch besteht die Gefahr, dass viele Menschen teilweise noch rassistischer werden. Ihre Angst steigt, dass man ihnen etwas wegnehmen könnte. So kommt es mir manchmal vor. Auf der anderen Seite gibt es uns auch die Chance, größere Diversität als eine neue Normalität anzunehmen. Natürlich kenne ich dieses Gefühl auch, von oben herab behandelt zu werden. Ich stehe zum Beispiel an einem Schalter, möchte eine Auskunft, und die Art, wie mein Vis-à-vis mich anschaut oder mit mir spricht, lässt mich spüren, dass ich schon nur alleine aufgrund meiner Hautfarbe von dieser Person für dumm gehalten werde. Das war früher schlimmer, als ich noch jünger und unerfahrener war, aber ich erlebe es als erwachsene Frau immer noch ab und zu. Heute ist es manchmal so, dass mein Gegenüber auf einmal merkt, dass ich ja vom Fernsehen bin. Dann wendet sich die Situation auch mal ins komplette Gegenteil; dann spüre ich plötzlich eine totale Unterwerfung, die mich genauso befremdet.

Ich denke, wir sind grundsätzlich weiter als früher. Aber ich glaube leider auch, dass das, was wir beide früher mehr und heute seltener erleben, ganz viele andere noch immer oft erleben. Wir beide sind nur längst nicht mehr die ganz unten in der Nahrungskette. Ausgrenzungen wird es immer geben. Viele wehren sich nicht, weil sie es nicht können oder nicht wollen, weil ihnen die Energie fehlt oder weil es ihnen aussichtslos erscheint, denn wer sich in seinem Alltag immer und immer wieder von oben herab behandelt fühlt, der fühlt sich mit der Zeit tatsächlich kleiner und wertloser.

MARTIN: Deinen Hinweis, dass es viele gibt, die sich nicht wehren können, finde ich wichtig. Auch wenn jede und jeder ganz eigene Erfahrungen macht, widme ich dieses Gespräch innerlich diesen Menschen. Gestern wartete ich am Fleischstand, während später Gekommene vor mir bedient wurden. Ich meldete mich dann höflich zu Wort. Seit je verursachten mir solche subtilen Demütigungen innere Krämpfe. Wenn mir aber heute jemand begegnet, der mich klein macht, der mich übersieht, dann melde ich mich sofort und habe keinen Krampf mehr und keinen versteiften Nacken.

ICH: Und was geschieht dann, wenn du dich zu Wort meldest? Das stelle ich mir schwierig vor.

MARTIN: Oft merken die Leute gar nicht, dass sie einen verletzen und dass sie rassistisch sind. Einige aber reagieren so, als würden sie ertappt. Man merkt, eigentlich wissen sie genau, was ich meine, und das wissen sie auch wegen dieses Sommers, das wissen sie, weil vieles passiert ist, auch medial. Das Bewusstsein für subtile herabsetzende Verhaltensweisen ist gewachsen. Und das empfinde ich als Chance, ins Gespräch zu kommen und die Verständigung zu suchen. Man kann das mit der weiblichen Emanzipationsfrage vergleichen. Da gibt es ganz viel Männer, die sagen: »Die Frauen sind doch wichtig, wir müssen nichts für ihre Gleichstellung tun, meine Frau sagt sowieso, wo's lang geht zu Hause.« So in dem Stil. Dass sie aber ganz klare, patriarchale Unterdrückungsmechanismen bedienen, das geben sie nicht zu. Man hat oft sehr gute Ausreden und Mechanismen, seine Hände in Unschuld zu waschen: Ich kann nichts dafür, ich weiß von nichts. Damit gibt man dem anderen immer die Aufgabe: Du musst mir das erklären. Ich schaue dann, ob du mich davon überzeugen kannst oder nicht. Das sind kollektive Verhaltensmechanismen.

ICH: Du hast gesagt, es gibt Momente, in denen du dich klein gemacht fühlst. Kannst du das noch etwas genauer beschreiben, wodurch genau wird dieses Gefühl ausgelöst?

MARTIN: Das Gefühl war immer da, wenn ich mein »Un-sichtbar-Sein« spürte. Auf der einen Seite sind wir ja sehr auffällig, weil wir oft die einzigen People of Color im Raum sind. Das war früher noch mehr der Fall als heute. Und auf dem Land sowieso. Auf der anderen Seite werden wir abschätzig behandelt oder übersehen. Es gibt viele Situationen, in denen ich merke, es begegnet mir jemand mit Herablassung. Es ist eine Art Verachtung, die sich nicht verbal äußert. Man kann ja mit der Körperhaltung jemandem zeigen, was man von ihm hält. Noch immer verletzend finde ich, wenn ich mit jemandem rede, und er kann mir nicht ins Gesicht schauen. Er wendet sich meiner Partnerin zu oder sein Blick geht an mir vorbei.

ICH: Du sprichst hier etwas an, das enorm schwierig ist, jemandem zu erklären, der das selbst nicht erlebt und nicht kennt. Wir bewegen uns jetzt in einem feinstofflichen Bereich, von dem ich behaupte, wenn du das jemandem erzählst, der das selbst nicht kennt, wird er dir sagen, man könne sich Dinge ja auch einbilden.

MARTIN: Diese Marge, dass man unser Erlebtes als Einbildung abtut, die wurde deutlich kleiner. Früher war die erste Reaktion oft: »Oh, bist du aber empfindlich!« Gute Freund*innen sagten mir beispielsweise, ich solle gewisse Dinge doch einfach nicht so ernst nehmen. Ich sei doch nicht anders als sie. Heute würde ich entgegenen: »Nein, du bist nicht an dem Ort, an dem ich bin, du machst andere Erfahrungen. Wenn wir einen Zug betreten, in ein Restau-

rant gehen, wenn wir eine Wohnung suchen, dann kann es sein, dass wir ganz unterschiedliche Erfahrungen machen. Als Weiße*r wirst du nicht nach deiner Hautfarbe beurteilt, diese spielt keine Rolle. Man hält dich automatisch für eine*n Schweizer*in. Du verfügst über mehr Recht, dich im öffentlichen Raum aufzuhalten und zu bewegen.«

ICH: Aber es hat ja auch etwas Schönes, wenn dir jemand sagt: »Du bist wie ich.«

MARTIN: Da muss ich widersprechen. Weißt du ...

ICH: Doch, das finde ich. Weil das nämlich bedeutet, dass man dich nimmt und akzeptiert, wie du bist. Dass es um dich geht und nicht um deine Hautfarbe. Darum geht es ja eigentlich, wenn dir jemand sagt, du seist einer wie er.

MARTIN: Wenn es heißt: »Du hast die gleichen Rechte wie ich«, dann ist das richtig. Wenn es aber impliziert: »Ich negiere deine Andersartigkeit«, dann muss man sich doch wehren. Wir wollen nicht als »gleich« angeschaut werden, sondern wir wollen in unserer Differenz gesehen werden. Und dennoch gleichberechtigt sein. Ich will nicht, dass man unterschlägt, dass ich halb-indischer Herkunft bin. Wenn die Differenz bei der Anerkennung nicht mit dabei ist, dann habe ich Mühe. Für mich ist es wichtig, dass ich dann protestieren kann. Ich kann schon sagen: »Ich bin wie du.« Aber in welcher Hinsicht? Ich werde nicht überall gleich behandelt wie ein Weißer.

ICH: Du sprichst einen wichtigen Punkt an. Nämlich den, dass viele Menschen immer wieder sagen, die Hautfarbe spiele keine Rolle – sie sähen sie gar nicht. Ich weiß, dass das viele People of Color stört. Dich zum Beispiel stört es,

oder? Du willst nicht, dass man uns sagt, man sehe unsere Hautfarbe nicht?

MARTIN: Es gibt hier einen Doppelaspekt: Wenn man sagt, man sehe die Hautfarbe nicht, dann heißt das: »Du bist einer wie ich.« Das ist ja in erster Linie ein Kompliment. Aber ich glaube, es ist ein ambivalentes Kompliment. Mein Wunsch ist, dass man die Unterschiede grundsätzlich sieht, aber dass sie nicht zum Anlass einer Ausgrenzung oder Diskriminierung werden. Als ich vor einigen Jahren angefangen habe, über meine Hautfarbe zu sprechen, hat ein Großteil meiner mir ganz lieben Freund*innen gesagt, ich sei für sie weiß. »Ich habe nie gesehen, dass du nicht weiß bist.« Ich war baff und wusste nicht mehr, was ich sagen sollte.

ICH: Warum denn? Hat dich das verletzt?

MARTIN: Ja und nein. Sie haben mich zwar akzeptiert, aber doch eine wichtige Eigenschaft von mir übersehen. Doch da kann ich ihnen keinen Vorwurf machen, denn es könnte sein, dass sie mein Anderssein aus Höflichkeit verschwiegen haben. Oder es nicht sahen, weil sie es nicht sehen wollten, es also verdrängten. Vielleicht weil ich selbst nie davon gesprochen hatte.

ICH: Ich würde es so interpretieren: Am Anfang sieht man die Hautfarbe und je länger und je besser man jemanden kennt, desto weniger sieht man sie. Weil sie nämlich keine Rolle spielt. So gesehen finde ich es etwas Schönes, wenn man mir sagt, man habe meine Hautfarbe vergessen, man sehe sie nicht mehr. Aber ich sehe schon auch noch einen anderen wichtigen Punkt: Meine Hautfarbe spielt immer dann keine Rolle wenn ich mich anpasse, wenn meine

eigene Meinung nicht laut ist, wenn sie der Meinung der Mehrheit entspricht, wenn ich mir nichts zuschulden kommen lasse, wenn ich stets freundlich und zuvorkommend bin – wenn ich mich also so verhalte, wie man es von mir erwartet. Ja, dann sieht man meine Hautfarbe nicht. Doch sobald ich mich zur Wehr setze, wenn ich eine unpopuläre Meinung vertrete, dann bin ich sofort wieder Schwarz und fremd. Oder anders gesagt: Es ist nicht das Gleiche, ob ich falsch parke oder vergesse, mein Busbillett abzustempeln, oder ob das eine weiße Schweizerin tut.

*»ich werde trotzdem
afrikanisch
sein
auch wenn ihr
mich gerne
deutsch
haben wollt
und werde trotzdem
deutsch sein
auch wenn euch
meine schwärze nicht paßt.«⁵*

May Ayim

ICH: Als ich im Sommer 2020 angefangen habe, über Rassismus zu sprechen, und zwar auch innerhalb der Familie, wo es vorher nie ein Thema war, fragte man mich: »Was hättest du denn gewollt? Dass wir dich verhätschelten, dauernd auf dieser Hautfarbe rumhackten? Wäre dir das lieber gewesen?« Natürlich nicht, aber es ist ein Teil von mir, der ausgeblendet wurde. Ich habe ihn sogar teilweise selbst ausgeblendet, weil wir nie darüber gesprochen haben. Ich empfinde das auch so wie du. Doch das zu erklären,

ist schwer. Und noch schlimmer: Es sogar dem Rassismus zuschreiben zu wollen, das geht mir definitiv zu weit. Und zwar deshalb, weil ich dann Menschen verletzen müsste, die mir lieb und wichtig sind.

MARTIN: Aber es ist doch eine falsche Liebe, wenn man sagt: »Du bist weiß.« Es handelt sich um eine Art von »Farbenblindheit«⁶, die uns auslöscht. Die unsere Identität übersieht, absichtlich oder unbewusst.

ICH: Vielleicht hast du recht. Aber ich wollte ja immer weiß sein. Oder maximal halb-schwarz, was ich ja auch bin – halb-schwarz oder halb-weiß. Ich wollte nicht, dass meine Hautfarbe eine Rolle spielt. Und jetzt, wo ich auch meine Schwarze Seite akzeptiere, ja, sogar stolz darauf bin, kann ich nicht erwarten, dass mein Umfeld meinen Wandel auf die gleiche Art und im gleichen Tempo vollzieht, wie ich. Für dich, Martin, war die Hautfarbe immer ein großes Thema. Das sehe ich bei deinen Büchern. Auf jedem deiner Buchdeckel steht, dass du auch Wurzeln in Trinidad hast. So etwas hätte ich, sofern es für das Buch nicht relevant ist, nie irgendwo hingeschrieben. Für dich war das offensichtlich wichtig.

MARTIN: Nein, das hat man mir irgendwann so reingesetzt, das war mir nicht einmal bewusst. Mein erstes Buch veröffentlichte ich 1982, da war nichts über meine Herkunft drin. In einer Zeitung hat man zwar vom »südamerikanischen Schweizer« geschrieben. Oder von »einem Einzelfall in der deutschen Literatur«. Ich habe mich gefragt, was damit gemeint ist. Ich habe erst allmählich gewagt, in meinen Büchern meine ganze Identität mitzunehmen. Darauf eingegangen ist die Kritik aber kaum.

ICH: Und das hättest du ganz offensichtlich gerne gehabt. Spielt es denn eine Rolle, ob du ein heller oder ein dunkler Schriftsteller bist, oder spielt es keine Rolle? Du hättest gerne gehabt, dass man in der Kritik darauf eingeht. Trotzdem haben dich die Zuschreibungen genervt, oder sogar verletzt. Und das wohl nicht nur, weil sie teilweise falsch sind ...

MARTIN: Es geht nicht darum, dass man darauf hinweist, ob ich weiß bin oder nicht. Aber mir ist aufgefallen, dass in dem Moment, wo ich anfang, in meinen Büchern von meiner ethnischen Herkunft und damit zusammenhängenden Erfahrungen zu erzählen, diese in den Buchkritiken kaum vorkamen. In *Guayanaknoten* wie auch in *Meine Väter* wurden diese Themen angesprochen. Doch die Rezensent*innen haben sich auf andere Aspekte fokussiert. Das ist ein Versäumnis oder sogar eine Farbenblindheit, dass man das nicht sehen konnte oder wollte. Vielleicht war die Zeit dafür in den achtziger Jahren noch nicht gekommen. Ich weiß aber ganz sicher, dass nichtweiße Literaturkritiker*innen das Thema nicht übersehen hätten! Es gibt, wie in jedem anderen gesellschaftlichen Bereich, auch in der Literaturkritik Rassismus. Oft stecken hinter sogenannten objektiven Urteilen eine ganze Menge Vorurteile, auch rassistische, die wiederum den Geschmack wie das Denken des oder der Kritiker*in bestimmen. Ein weites Feld.

ICH: Hat dich das damals verletzt, oder wurde es dir erst später bewusst?

MARTIN: Es verletzte mich nicht. Doch es hat mich darin bestätigt, dass das Thema Hautfarbe in der Schweizer Literatur bis heute ziemlich tabuisiert ist.